

Kanon

Englisch: Canon

THEORIE

Die Werke und Konventionen, die als Maßstab gelten — der Bezugsrahmen, auf den sich eine Regiehandschrift beruft oder gegen den sie arbeitet.

Der filmische Kanon ist kein Regelwerk, das irgendwo aufgeschrieben steht — es ist ein Bezugsrahmen, den jeder Kameramann, Regisseur und Cutter im Kopf trägt, bewusst oder nicht. Die Bilder aus *Citizen Kane*, die Schnittrhythmen aus Godard, die Farbpaletten von Wong Kar-wai: Das sind keine Dogmen, sondern ein visueller Erfahrungsschatz, gegen den sich neue Arbeiten messen oder bewusst auflehnen. In der Praxis funktioniert Kanon so: Bei der Komposition einer Szene drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie Bresson das gelöst hätte, oder Kubrick, oder Tarkovsky. Dieser innere Katalog zeigt, wann eine Konvention zu befolgen ist — weil sie funktioniert — und wann ein Bruch gerechtfertigt ist — weil der Film es trägt. Ein etabliertes visuelles Vokabular ermöglicht erst echte Abweichung. Die radikalsten Filmemacher kannten die Klassiker auswendig. Sie brachen die Regeln nicht aus Unwissenheit, sondern aus Kenntnis. Der Kanon ist auch ein Kontinuum. Silent-Film-Ästhetik floss in die Nouvelle Vague ein, Ozu prägte einen Minimalismus, der heute noch nachwirkt. Die extremen Close-ups und Grading-Techniken der Gegenwart stehen auf den Schultern von Pasolini und Lynch. Der Kanon ist dabei nicht starr. Jede Generation deutet ihn neu. Was in den 1970ern als kühner Bruch galt, ist heute Handwerk. Was heute entsteht, wird morgen Standardtechnik sein. Praktisch bedeutet das: Filme bewusst schauen, analysieren, warum bestimmte Kompositionen funktionieren, warum ein Schnitt emotional trifft. Das ist keine akademische Übung — das ist technische Schulung. Der Kanon ist ein Werkzeugkasten. Wer ihn ignoriert, muss wissen, was dabei aufgegeben wird. Wer die visuellen Referenzen nicht kennt, wiederholt alte Ideen, ohne es zu merken, oder erfindet das Rad neu — was möglich ist, aber weniger effizient.